

Andrea Griebmann

*Wunderschöne
Welt*

Geschichten vom Reisen und
der Sehnsucht nach Heimat

INHALT

Prolog	6
Die Welt hört nicht auf, mich zu begeistern	8
London Heathrow forever?.....	10
Die Farben von Mexiko	14
Die Boutique in Rom – eine Liebesgeschichte	19
Erwartungen.....	21
Mit dem Wassertaxi über den Dubai-Creek.....	28
Scheitern als Weg	33
Das sauberste Wasser Österreichs	38
Dringende und unlösbare Anliegen.....	42
He took the soup.....	45
Bielefeld meets the Rolling Stones.....	48
Schritte in unbekanntem Terrain	52
Schockverliebt in Afrika	54
Termitenessen mit Werner.....	58
Das Gewürz des Lebens im Souk von Marrakesch.....	61
Heimlich im Hotelzimmer	67
Im Heißluftballon über das Atlasgebirge	71
Mit der Göttin der Morgenröte auf der Kurischen Nehrung.....	75
Wir haben ein Recht auf Glück!	79
Die Stunde der Wahrheit.....	84
Auf dem Markt von Castelldefels	89
Der Bus kommt. Meistens.....	94
Koffer packen! Aber richtig.....	100
»Handle with tender loving care«	104
Gürteltiere und Säcke voller Geld.....	107

Wie schmeckt und wie klingt Heimat?	114
»Allmächt na!«.....	116
Fränkisch by nature!.....	122
La bandera.....	126
Kölsche Casanova.....	130
Beneidenswert.....	132
Einer von uns.....	136
Reise in die Vergangenheit	138
Oma Jule.....	140
Sehnsucht nach dem Ursprünglichen.....	143
Kleine Fluchten.....	150
Dreimal umgezogen ist wie einmal abgebrannt.....	156
(K)eine Berlinerin.....	158
Schon lange.....	165
Ankommen	168
Heimat.....	169
Schmecken, fühlen, riechen, sammeln.....	174
Geborgenheit.....	178
Bleiben Sie zu Hause!.....	184
Identitätskrisen.....	186
Zum Schluss.....	189
Über die Autorin.....	191

PROLOG

Wenn ich am Strand von Castelldefels, wo ich meine Kindheitsjahre verbracht habe, die Augen zumache, ist es wie früher. Die Brise, die vom Meer rüberweht, der Salzgeruch in der Luft, das Flirren der Hitze über dem feinen Sand. Von Weitem höre ich schon den Eismann rufen: »Helaaa-doooooooooooo!«, und denke an damals. Der Eisverkäufer ist noch weit genug weg, um mir in aller Ruhe zu überlegen, welches Eis ich meinem Vater heute aus den Rippen leiern will. Erdbeere oder Zitrone, das habe ich immer am liebsten...

Der Spielplatz ist auch noch da, auf dem ich als Kind gespielt habe, »Tortuga!« haben sie mir hinterhergerufen, das weiß ich noch, das bedeutet »Schildkröte!«. Kinder können ganz schön fies sein. Offenbar habe ich damals eine Zeit lang meine Zunge zwischen den Zähnen durchgestreckt ... eben wie eine Schildkröte. Aber nein, eigentlich ist das völlig ausgeschlossen, so was Blödes habe ich nicht gemacht, die Erinnerung muss eine falsche sein ... Doch die Stimmen klingen mir noch gut im Ohr: »Tortuga, tortuga!« Diese Erinnerung ist so stark, dass ich mich geschlagene 40 Jahre später auf diesem Spielplatz noch unwohl fühle ... gibt's doch gar nicht, so was.

Auf den Ramblas, der berühmten Flaniermeile von Barcelona, kneife ich die Augen zu und bin noch einmal sechs, sitze bei Papa auf den Schultern. Rechts und links Blumenstände, Blüten in allen Farben, ein Meer aus Blumen. Wenn ich die Augen ein bisschen weiter aufmache heute, sehe ich fast nur noch Souvenirstände ... Heimat verändert sich.

»Wo ist deine Heimat?«, »Wo kommst du her?« Mit diesen beiden Fragen hat alles angefangen. Ich habe viele Geschichten aufgeschrieben, um sie mit Ihnen zu teilen. Das Ergebnis halten Sie in Form dieses Buches gerade in den Händen.

Dieses Buch ist eine Reise in die Sehnsucht ...

Sehnsucht nach Ferne und Nähe.

Sehnsucht nach Freiheit und Abenteuer.

Sehnsucht nach Geborgenheit und Heimat.

Sehnsucht nach Sinn.

Die schönsten Reisen beginnen im Kopf – und beim Lesen.

In diesem Sinne viel Spaß mit diesem Buch!

Andrea Gießmann

Die Welt
hört nicht auf,
mich zu begeistern





LONDON HEATHROW FOREVER?

Der Flug von Köln nach London dauert eineinhalb Stunden, gefühlt ein Katzensprung. Das Fernseheteam ist samt Equipment mit dem Auto nach England vorausgefahren, ich darf fliegen. Das Ticket war günstig, aber die Passagiere sitzen in der Maschine wie die Hühner auf der Stange, noch dazu einer sehr schmalen Stange. Egal, der Flug dauert ja nicht lang. Bisschen lesen, bisschen schlafen, und schon leuchten wieder die Ansnallzeichen auf. Wir kreisen über dem Flughafen. Kaum ist die Maschine gelandet, springen die ersten Fluggäste aus ihren Sitzen. Ein Ritual in den frühen Maschinen, die meistens mit gehetzten Anzugträgern voll besetzt sind. So weit wie immer. Doch dann bremst diese Durchsage alle aus: »Verehrte Passagiere! In der Geschichte der Luftfahrt ist kein Fall bekannt, in dem ein Passagier vor dem Flugzeug das Terminal erreicht hätte. Sie können also in Ruhe wieder Platz nehmen. Schnallen Sie sich bitte wieder an und erst wieder ab, wenn wir unsere endgültige Parkposition erreicht haben. Wir danken für Ihr Verständnis.«

Großartig. Ich platze fast vor unterdrücktem Lachen, die Zusammengestauchten sinken überall um mich herum leise wieder in ihre Sitze. Nicht dass ich das auch nicht schon gemacht hätte. Aber heute eben nicht. Warum haben es viele so eilig? Ich habe dazu eine Theorie, es sind drei Gruppen von Menschen, die in dieser Situation aufspringen. Gruppe 1: die, die es wirklich sehr eilig und die sprichwörtlichen Hummeln im Hintern haben (da reihe ich mich immer wieder ein). Gruppe 2: Menschen mit Flugangst, die einfach so schnell wie möglich aus der Maschine rauswollen, Ratio ausgeschaltet. Gruppe 3: Raucher.

Schließlich hat das Warten ein Ende, und wir erreichen glücklich unsere endgültige Parkposition in London Heathrow. Was für eine Stadt: London. Den ganzen Tag werden wir hier drehen, auf den Spuren der Beatles und der Stones, ich liebe meinen Job.

Wie versprochen ertönt das Signal, die Ansnallzeichen erlöschen. Brav stehen alle betont lässig auf, kramen ihr Gepäck aus den oberen Klappen. Ich danke dem lieben Gott, dass mir bis heute tatsächlich noch keiner in solchen Momenten konzentrierter Hektik seinen matschwarzen Carbon-Cabinrolley aufs Hirn hat fallen lassen. Man könnte tot sein.

Die meisten Passagiere stehen jetzt dicht gedrängt im Gang und warten, dass die Tür geöffnet wird. Durch die kleinen Fenster auf der mir gegenüberliegenden Seite des Ganges sehe ich, wie eine Fluggastbrücke rangeschoben wird. Praktisch, diese langen Stahlwürmer, durch die man komfortabel einfach geradeaus rausspazieren kann, wenn sie mal angedockt sind. Vermutlich noch ein Minütchen, bis die Tür aufgehen wird. Ich sitze ziemlich weit vorne und sehe, wie es vor dem Fenster in der Tür dunkel wird. Der Tunnel dockt anscheinend gerade an, es klackt und ruckelt, dann betätigt der Steward den Mechanismus zum Öffnen der Tür. Aber es passiert nichts. Er wiederholt das Ganze. Er telefoniert. Die Tür bleibt zu.

Dann eine freundliche Durchsage: »Liebe Passagiere, wir bitten Sie noch einen kleinen Moment um Geduld, die Tür wird in wenigen Minuten geöffnet«. Wird sie aber nicht. Es scheint ein größeres Problem zu geben.

Ich sitze immer noch auf meinem Platz und beglückwünsche mich selbst zu meiner Reiseplanung. Heute ist nämlich einer dieser Tage, an denen mein Reiseplan bewusst luftig gehalten ist. Ich muss erst in zwei Stunden am Drehort sein,

habe es tatsächlich nicht eilig und freue mich, vorher vielleicht noch was von der Stadt zu sehen.

Die Tür bleibt zu. Die Telefonate der Crew werden hektischer, die Passagiere, die meisten davon vermutlich Vielflieger, fangen an zu spekulieren, wie es weitergehen wird, und sich Storys aus ihrem Reiseleben zu erzählen, so in der Art: »... in Tadschikistan saßen wir mal zwei Tage fest, weil die Maschine einen technischen Defekt hatte ...« Wir sind aber nicht in Tadschikistan. Wir sind in London Heathrow Airport, dem größten Flughafen Europas, dem siebtgrößten Drehkreuz der Welt, an dem jedes Jahr über 80 Millionen Fluggäste abgefertigt werden. Tag für Tag gehen hier bei Hunderten von Fliegern die Türen auf und zu. Bis dato bin ich jedenfalls davon ausgegangen. Aber wer weiß?

Die Tür bleibt weiterhin zu. Inzwischen warten wir schon eine halbe Stunde. Viele Menschen im Flugzeug haben gute Ideen, wie sich das Problem vielleicht lösen lassen könnte, ich auch. Wir haben doch noch eine zweite Tür? Außerdem könnte man doch den stählernen Wurm wieder wegfahren und stattdessen eine Old-School-Treppe hinstellen, über die wir runtersteigen. Dann laufen wir einfach übers Rollfeld. Aber all unsere Tipps sind nicht gefragt. Immerhin beweist der Steward wiederholt Humor. Sehr freundlich und glaubwürdig gut gelaunt hält er uns auf dem Laufenden, bringt uns immer wieder auf den neuesten Stand. Unter dem Strich bleibt es aber bei einem »Wir bemühen uns«. Eine Nachricht ohne jeden Neuigkeitswert.

Ich bemühe mich auch gleich! So langsam versickert meine gute Laune, ich fühle mich eingesperrt. Steht irgendwo im Kleingedruckten, dass man als Fluggast kein Anrecht darauf hat, das Flugzeug am Zielort direkt nach der Landung zu verlassen? Oder dass es okay ist, erst verspätet

aussteigen zu dürfen, wenn sich die Crew vorher nachweislich ausreichend bemüht hat ...? Wer weiß?

Jedenfalls bemüht sich die Crew weiter, die verflixte Tür zu öffnen. Aber die Tür bleibt zu.

Sie fragen sich vielleicht an dieser Stelle berechtigterweise, wie lange sich diese Geschichte noch hinzieht, irgendwann wird die Tür ja wohl aufgehen.

Mir ging's in diesem Moment damals im Flieger ganz genauso. Angesäuert dachte ich: »Jetzt macht mal hinne, gute Laune hin oder her, mach die Sch...tür auf und Ende Gelände.«

Leider blieb die Tür einfach zu, und zwar noch, maßstabsgetreu auf dieses Buch umgerechnet, für mindestens zwei Seiten. Ich kürze das Ganze an dieser Stelle ab: Beim Andocken des Wurms ist offenbar irgendwas schiefgelaufen. Das Teil ließ sich nicht mehr entfernen. Er hatte sich sozusagen festgebissen. Einen zweiten Wurm für die Hintertür hatten sie gerade nicht da. An die Hintertür eine Leiter zu stellen (oder eine Notrutsche, was mein Profitipp gewesen wäre), wurde auch nicht gemacht, auf mich hört ja keiner.

Nach geschlagenen eineinhalb Stunden öffnete sich die Tür. Meine gute Laune war inzwischen sehr reduziert. Wir haben tatsächlich genauso lange auf die Türöffnung gewartet, wie der Flug gedauert hat. Halleluja!

DIE FARBEN VON MEXIKO UND DER LÄNGSTE SCHATTEN DES VATERLANDS

Vaterland? Auch das noch. »Heimat« ist ja schon ein großes Wort, aber »Vaterland« legt in Sachen Pathos noch einige Ziegelsteine drauf ... Das Wort geht mir irgendwie schwer über die Lippen bzw. von der Hand. Der Begriff ist in Deutschland vorbelastet, seit er im Dritten Reich in die Mitte der Ideologie gerückt wurde. Ich schreibe trotzdem an dieser Stelle vom Vaterland, weil es um eine Geschichte aus Mexiko geht. Der spanische Begriff *Patria* steht für Vaterland *und* für Heimat. Meine mexikanische Nachbarin Brenda erklärt mir aus dem Bauch heraus, an dieser Stelle wäre die deutsche Sprache doch genauer. *Vaterland* ist für sie das Land, in dem sie geboren wurde. *Heimat* ist dort, wo die Menschen sind, die du liebst. Bei ihr ist die Heimat ganz klar Deutschland, denn hier lebt sie mit Mann und Töchtern. Dann zögert sie, während sie mir alles erklärt. Denn in Mexiko leben ihre Eltern ... Brenda hat also ein Vaterland und zwei Länder, die sie Heimat nennt! Mit ihren Kindern übt sie von klein auf das unaussprechliche Wort »Parangaricutirimícuaro«. So heißt ein kleiner Ort in Mexiko, der als Zungenbrecher berühmt wurde. Brendas Kinder sollen lernen, den Namen so fließend auszusprechen, dass sie den mexikanischen Opa am Telefon sprachlos machen.

Den »längsten Schatten« von Brendas Vaterland kann man am Zócalo bewundern, das ist der gigantische Platz in der Mitte von Mexiko City, der Mega-Stadt mit über 20 Millionen Einwohnern. Vom Torre Latinoamericana, 1956 als erstes Hochhaus Lateinamerikas errichtet, kann man ihn sehen – aus 180 Metern Höhe blickt man über die Stadt,

und egal in welche Richtung man schaut – nirgends ist ein Ende des Häusermeers auch nur zu erahnen. Wahnsinn!

Der Zócalo ist nicht nur der Mittelpunkt der Stadt, sondern sogar ganz Mexikos. Schon für die Azteken war hier das Zentrum ihrer Hauptstadt Tenochtitlán, mit dem Palast des Königs Moctezuma und dem mächtigen Templo Mayor. Heute ist der Zócalo umrahmt von Sehenswürdigkeiten: dem Palacio Nacional als Sitz des Präsidenten, dem Rathaus und der großen, prächtigen Kathedrale. Mitten auf der Plaza de la Constitución, so heißt der Zócalo offiziell, steht ein gigantischer Fahnenmast mit einer unglaublich großen Fahne. Ich habe im Reiseführer nachgelesen – 350 Quadratmeter groß ist dieses »Stück« Stoff! Die Fahne weht, wenn der Wind reicht, majestätisch langsam.

An einem heißen Sommertag stehe ich am Rande des riesigen Platzes. 56 000 Quadratmeter umfasst die Plaza de la Constitución – das entspricht in etwa der Größe von acht Fußballfeldern. Wir sind die letzte Stunde durch enge Straßen gegangen. In den Häuserschluchten ist zum Glück Schatten. Nun gilt es den Zócalo zu überqueren, um unser nächstes Ziel zu erreichen. Die normalste Sache der Welt, könnte man denken, aber das Ganze hat einen Haken, stelle ich fest. Auf dem Platz gibt es nirgendwo ein Fitzelchen Schatten. Wer will schon minutenlang über ein heißes Backblech laufen? Was man auch anhat, es ist zu viel bei dieser Hitze und der hohen Luftfeuchtigkeit. Wir machen deshalb erst einmal Pause. Als wir uns an einer Hauswand herumdrücken, die uns gnädig Schatten spendet, fällt es mir auf: Was machen die Leute da? Mitten auf dem Platz beginnt eine lange Menschenglange, es könnten Hunderte sein, die dort anstehen: Erwachsene, Familien, Geschäftsleute im Anzug mit Aktentasche unterm Arm, Bauarbeiter, Alte und

Junge, die ganz große Mischung. Worauf warten sie? Manche unterhalten sich, andere essen oder trinken etwas, viele lesen Zeitung, manche sitzen am Boden – schläft da nicht sogar einer?

Wenn Leute auf etwas warten, gucken sie meistens alle in die gleiche Richtung. Aber die Menschen in dieser Schlange auf dem großen Platz schauen alle woanders hin.

Jetzt fällt bei mir der Groschen – die Leute warten gar nicht, sie stehen bloß alle im Schatten! Die gigantische Fahne am Mast wirft einen fetten, breiten Schattenstreifen quer über die Sonnenwüste, und die meisten Menschen machen hier schlicht und einfach Pause. Mittagspause. Pause vom Shoppen, Pause von der Sonne. Genial.

Wir wollen zum Nationalpalast, der mit einer Breite von 200 Metern die ganze Ostseite des Zócalo einnimmt. In diesem Palast haben alle residiert, die in Mexiko das Sagen hatten – Kaiser und Könige, Präsidenten und Diktatoren, Eroberer und Revolutionäre. Mexiko hat im Laufe seiner Geschichte viel durchgemacht. Keiner hat das monumentaler festgehalten als der Künstler Diego Rivera. Seine meterhohen Wandgemälde, die oft dramatische Szenen zeigen, hängen im Eingangsbereich des Präsidentenpalastes, der Eintritt ist frei. Diego Rivera, der mexikanische Nationalmaler, war der Ehemann der Malerin Frida Kahlo. Die beiden lebten in einem wunderschönen Haus im Stadtteil Coyoacán in Mexiko-Stadt. Man nennt es *la casa azul*, das blaue Haus. Heute ist es ein Museum, in dem die Werke der beiden und ihre Ateliers zu besichtigen sind, aber auch Privaträume.

Ein unglaubliches Blau. Es leuchtet und nimmt dich ein, es ist unfassbar präsent und dominant. Ein geradezu unver-schämtes Blau, das mir Jahre später noch mal begegnet, im Jardin Majorelle in Marrakesch. Der berühmte Modeschöp-

fer Yves Saint Laurent hat dort die Gebäude, die in einem traumhaft schönen Park liegen, in exakt diesem Frida-Kahlo-Blau angestrichen.

Fridas Haus ist von außen mit Ausnahme der Farbe unspektakulär. Man würde vermutlich daran vorbeilaufen, wenn es nicht so blau wäre. In diesem Haus wurde Frida Kahlo 1907 geboren. Ihr Vater war Deutscher. Karl Wilhelm Kahlo wuchs in Pforzheim auf und wanderte mit 18 Jahren nach Mexiko aus, wo er seinen deutschen Namen »Wilhelm« einfach ins Spanische übersetzte und sich fortan »Guillermo« nannte.

Meine Mutter Rosalinde ist auch in Pforzheim geboren. Sofort fühle ich mich mit Frida verbunden, als ich lese, wo ihre Wurzeln zu finden sind. Ich kann irrational emotional sein ...

Im Innern des Hauses sieht alles bunt und fröhlich aus. Kräftige Farben, liebevoll gestaltete Einrichtungsdetails. Es scheint fast so, als wären die beiden Künstler, die hier einst gewohnt haben, erst gestern noch da gewesen. Auf den Kommoden und Tischen aus dunklem Holz stehen große Teller aus leuchtend bemaltem Steingut. An den Wänden unzählige Bilder, bunte Keramiken, verzierte Skelette und Totenköpfe, die vom berühmten mexikanischen Totenkult erzählen. Auch viele uralte Objekte aus der präkolumbischen Zeit, vor der Eroberung des Landes durch die Spanier, sind zu sehen. In Lateinamerika existiert übrigens noch heute der Begriff der »madre patria«, so wird das »Mutterland« Spanien bezeichnet.

La casa azul ist auch eine Art Heimatmuseum. Dabei denke ich nicht nur an einzelne historische Ausstellungsstücke. Das Haus erzählt in seiner Gesamtheit von der innigen Liebe Frida Kahlos zu ihrer Heimat Mexiko. Sie war eine glühen-

de Patriotin, stolz auf ihre indigenen Wurzeln. Oft malte sie sich in landestypischer Tracht.

Am berührendsten finde ich das Schlafzimmer von Frida Kahlo mit dem Bett, in dem sie einen Großteil ihres Lebens verbracht hat. Mit 18 Jahren wurde sie bei einem Busunglück schwer verletzt, eine Stahlstange bohrte sich durch ihr Becken. Es folgten unzählige Operationen, auch eine Beinamputation. Immer wieder lag Frida lange Zeit in diesem Bett, regungslos in einem Ganzkörpergips oder Stahlkorsett fixiert.

Ein Himmelbett aus dunklem Holz, reich verziert. Hier begann sie zu malen, um sich die Zeit zu vertreiben. Ihre letzten Tage verbrachte sie nur noch im Bett, in dem sie im Juli 1954 starb.

Vom Schlafzimmer blickt man in den wunderschönen, weitläufigen Garten des Hauses. Leider konnte Frida in ihrem Korsett nicht mal den Kopf drehen, um aus dem Fenster zu schauen. Sie war an ihr Bett gefesselt, den Blick an die Decke gerichtet. Schrecklich ...

Da lag sie also. Wenn sie die Augen aufgemacht hat, blickte sie in einen großen Spiegel, der an der Decke des Bett-Himmels angebracht war (und immer noch ist). Sie hat sich die ganze Zeit selbst gesehen in ihrem Elend. Wie grausam! Warum hat sie keine bunten Bilder hinhängen lassen? Es jagt mir einen Schauer nach dem anderen über den Rücken, während ich an diesem Bett stehe. Fridas Leid und ihr Schmerz sind fast zu greifen, während die mexikanische Sonne freundlich durch die Schlafzimmerfenster scheint.

DIE BOUTIQUE IN ROM – EINE LIEBESGESCHICHTE

Durch die Glasfront glitzert mich ein riesiger schwarz-golddener Kronleuchter an und saugt mich ins Geschäft am Rande der schicken Via del Corso in Rom. »Ciao!« ruft mir eine aufregend schöne Römerin von der Kasse aus zu, lacht mich fröhlich an und schwatzt dabei weiter mit ihrer Kundenschaft. Alles richtig gemacht. Schon bin ich wild entschlossen, hier irgendwas zu kaufen, schließlich will ich dazugehören. Und auch der Colour-Code funktioniert, der ganze Laden strahlt Harmonie aus – alle Farben aufeinander abgestimmt, hohe Decken mit Stuck, Grandezza. Ein Stück von der Kasse entfernt ein Riesenpouf, ein rundes, gestepptes Sofa in einem satten Flieder, darauf fläzt sich ein bildhübscher Junge wie hingegossen, vielleicht neun Jahre alt. Der Arme wartet bestimmt auf seine shoppende Mutti und langweilt sich zu Tode, aber ein Model hätte sich nicht schöner hindrapiert.

Ich gehe nach hinten durch, in einen zweiten Raum. Auch hier alles komplett durchgestylt, die Wände in dunklem Petrolgrün, silbern-schwarze Kronleuchter, tolles Lichtdesign, chillige Loungemusik ... Hier hat jemand Geschmack bewiesen. Ich weiß gar nicht, was ich zuerst bewundern soll, die Wände und Lampen oder das, was man hier alles kaufen kann: superlässige und trotzdem schicke Klamotten, glitzernde lange Halsketten, passende weiche Schals. Wie zufällig stehen einzelne Handtaschen herum, die perfekt dazu passen. Der ganze Laden ist voll mit zufrieden schnatternden, schönen jungen Frauen. Gedankenverloren tauche ich in dieses Gesamtkunstwerk

ein und lasse eine grün schimmernde Kette durch meine Finger gleiten, als ein lang gezogener, kehliger Schrei mich im Mark erschreckt – was war das?

Noch ein kurzes Stöhnen, dann herrscht Ruhe. Ich schaue um die Ecke und sehe den hübschen Jungen verkrampft auf dem Pouf liegen, Spucke läuft ihm aus dem Mund. Was ist passiert? Soll ich einen Arzt rufen, kann ich helfen? Ich will gerade auf den Jungen zugehen, da steuert das Vollweib von der Kasse auf ihn zu, über die Schulter noch geschäftig mit einer Kundin plaudernd. Sie geht zu dem Jungen, wischt ihm routiniert den Speichel ab, nimmt ihn kurz in den Arm und küsst ihn auf die Stirn. Er sinkt wieder auf den Pouf und zwirbelt sich eine dieser Wahnsinnsplitzerketten, die sie hier im Laden verkaufen, um seine verkrampften Finger.

Ich schaue mir den Jungen noch etwas genauer an. Seine dunkelblonden, längeren Haare fallen ihm in einem Seitenscheitel lässig in sein schönes Gesicht. Dunkelbraune Augen mit langen Wimpern ziehen die Blicke auf sich. Er trägt eine ziemlich coole Jeans, topaktueller Schnitt, ein edles weißes Hemd und darüber einen wolligen, hellgrauen Langarmpulli, der sündhaft teuer aussieht. Oben guckt der blütenweiße Kragen raus, an den Ärmeln blitzen Manschettenknöpfe, aber er hat nur Socken an. Der Junge beachtet mich nicht. Er scheint niemanden in diesem vollen Laden wahrzunehmen, er ist ganz mit sich beschäftigt.

Ich brauche einen Moment, um diese Situation in Gänze zu erfassen.

Vergessen sind die Klamotten, die Ketten, die Kronleuchter. Der Junge zieht mich komplett in seinen Bann. Offenbar kann er nicht ohne Unterstützung aufrecht sitzen und auch seine Bewegungen nicht wirklich koordinieren. Er spricht auch nicht, sondern stößt immer wieder diese

Schreie aus, dann kommt die Frau wieder. Sie wischt ihm den Mund ab, küsst ihn, kassiert weiter: »380 Euro signora! Grazie mille e ciao, arrivederci!«

Ich komme mir vor wie eine Voyeurin, schiebe leicht verunsichert ein paar Blusen auf einer Stange hin und her, will diese Frau tausend Sachen fragen, die mich nichts angehen. Der Junge ist offenbar ihr Sohn. Im Rausgehen wechsle ich noch ein paar Worte mit ihr: »Danke, toller Laden, ist das Ihrer?«

»Ja«, sagt sie, »ciao signora, grazie«, und strahlt mich an.

Wow. Den Rest des Tages bin ich in Gedanken bei dieser Frau und bis heute immer wieder. Wie sie ihren Sohn, der so ganz anders ist, einfach mitnimmt in diese Glitzerwelt, ihn schön zurechtmacht, ihn zeigt. Voller Liebe, voller Selbstverständlichkeit. Weil er eben einfach dazugehört.

ERWARTUNGEN

Kuba hält wirklich alles, was der Reiseführer verspricht: Die Sonne strahlt ununterbrochen vom knallblauen Himmel, das warme karibische Meer ist noch viel türkisblauer als in meinen kühnsten Träumen und die Oldtimer in Havanna noch pinker als auf allen Fotos, die ich gesehen hatte. Die Strände endlos wie die Sehnsucht, die Menschen schön und gut gelaunt, die Frauen selbstbewusst und knallbunt angezogen, es ist eine Wonne, sie anzuschauen. Die Insel lockt mit wunderschönen Städten und einer traumhaften Natur, man weiß gar nicht, wo man zuerst hinfahren soll. Und das

ist auf jeden Fall Pflicht: Kuba *muss* man auf einer Rundreise kennenlernen!

Genau das wollen wir in unserer *Wunderschön*-Sendung zeigen: die besten Tipps für den Trip, ein Roadmovie. Acht Tage lang fahre ich zusammen mit unserem Kamerateam über die Insel. Eindrücke, die ich nie vergessen werde, und Abenteuer, wo man sie nicht vermutet: zum Beispiel die Fahrt auf der kubanischen Autobahn.

Wir planen eine Tour die Nordwestküste hinunter, 200 Kilometer von der Hauptstadt Havanna nach Viñales. 200 Kilometer, das wäre auf einer (freien) deutschen Autobahn in geschmeidigen zwei Stunden zu machen, hier rechnen wir mal mit vier Stunden, die Straßen in Kuba sollen nicht ohne sein. Und das fängt schon damit an, dass man sie erst einmal finden muss. Straßenschilder sind auf Kuba durchaus vorhanden, aber nie dort, wo man sie braucht.

Aber wo sollte es eine gute Beschilderung geben, wenn nicht in der Hauptstadt? Weit gefehlt. Die Autobahn jedenfalls scheint eine Beschilderung nicht verdient zu haben. Es gibt sie, so viel ist klar, aber wo?

Jetzt denken Sie vielleicht: Schaltet halt das Navi ein! Aber GPS ist hier verboten.

Da lob ich mir doch die gute alte Old-School-Papierkarte! Technischer Fortschritt hin oder her, manche Dinge sollte man wirklich nicht zu schnell abhaken! Ich sitze also mit einer großen faltbaren Landkarte auf dem Beifahrersitz, versuche mich zu orientieren und unser Auto zu lotsen.

Kuba ist in jeder Hinsicht eine Zeitreise. Nach über einer halben Stunde Suche finden wir die Auffahrt auf die Autobahn schließlich doch ... wir merken es aber nicht gleich! Sie kommt daher wie eine stinknormale, etwas breitere Straße, mit dem einzigen Unterschied, dass zwei Fahrbah-

nen in die gewünschte Richtung führen, manchmal gibt's einen Mittelstreifen, manchmal auch nicht.

Natürlich habe ich nicht erwartet, dass die Autobahn auf Kuba so aussieht wie bei uns in Deutschland. Aber insgeheim offenbar doch, Frau Grießmann! Sonst würde ich mich doch jetzt nicht so sehr wundern! Eine weitere, tief in meinem Inneren verankerte Erwartung lautet: »Auf Autobahnen fahren die Autos schnell.« In diesem kurzen Satz stecken tatsächlich schon drei Fehler, drei falsche Erwartungen. Aber der Reihe nach.

1. Erwartung: »Fahren«

Muss nicht. Kubaner halten auf der Autobahn auch einfach mal an. Es geht doch schnell, wenn man nur kurz was aus seinem Kofferraum holen will oder eben eine Pause braucht. Die Menschen auf der rechten Fahrbahn winken uns freundlich zu, als wir sie langsam und glotzend überholen.

2. Erwartung: Auf der Autobahn sind Autos unterwegs

Schon. Aber in Kuba sind auch Fußgänger und Fahrräder auf der Autobahn unterwegs, dazu Pferdekutschen und ab und zu auch Ochsenkarren. Schade, dass mein Gesichtsausdruck nicht gefilmt wurde, als ich das erste Mal Ochsen auf der Schnellstraße gesehen habe. Ich glaub, die Tiere haben im Vergleich zu mir in diesem Moment deutlich intelligenter ausgesehen. Noch nie habe ich solche Ochsen wie auf Kuba gesehen! Riesige Tiere mit einem mächtigen Höcker auf den vorderen Schulterblättern und dicken, teilweise richtig langen geschwungenen Hörnern. Urviecher! Am beeindruckendsten sind sie ganz in weiß. Zwei Ochsen nebeneinander eingespannt vor einem Karren, unterhalb der Hörner zusammengebunden mit dicken, groben Seilen, das

ist wirklich eine Schau. Aber so ein Gespann ist mitnichten schnell. Und damit sind wir bei Punkt 3:

Nix schnell.

Das wäre auch keine gute Idee, hier richtig schnell zu fahren. Wie alle kubanischen Straßen hat auch die Autobahn Löcher, zum Teil so breit und tief, dass sich ein größerer Hund darin bequem zum Schlafen zusammenrollen könnte. Vielleicht kommt ein Hund sogar mal auf die Idee? Eins ist jedenfalls klar: Sollten wir mit dem Mietwagen in so ein Loch brettern, war's das. Eine »Straßenwacht« oder eine Pannenhilfe wie den ADAC gibt's auf Kuba nicht. Aber grundsätzlich jede Menge freundliche und hilfsbereite Menschen, vor allem auf der Autobahn.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass die kubanische Autobahn von den Einheimischen als eine Art große Kommunikations- und Handelsfläche angesehen wird.

Nach ein paar Kilometern auf der Piste haben wir mit den Fahrrädern und Ochsenkarren unseren Frieden gemacht und fahren gemächlich vor uns hin, als in 50 Metern Entfernung plötzlich ein Mann mitten auf die Fahrbahn springt und aufgeregt mit seinem Hut winkt. »Halt lieber mal an«, sage ich zu unserem Tontechniker, der am Steuer sitzt, »vielleicht ist ja was passiert!« Wir halten an, einen Seitenstreifen gibt es gerade nicht. Auch das zweite Teamfahrzeug hinter uns hält. Als wir gerade die Scheibe herunterkurbeln, um zu fragen, was passiert ist, zeigt der Mann zu den Büschen am Straßenrand. Von dort aus läuft eine kleine Frau mit einem riesigen Tablett auf dem Kopf winkend auf unser Auto zu. Jetzt lacht auch der Mann, als die Frau uns strahlend das große Kuchenblech vor dem offenen Fenster präsentiert: Ein duftender, heller Blechkuchen mit

einer knallgrünen Zuckerglasur, alles sorgfältig unter Frischhaltefolie verpackt. Die beiden schauen uns erwartungsvoll an. Ob wir den Kuchen nicht kaufen wollen? »Ganz frisch aus dem Ofen, hat meine Frau heute Morgen gebacken«, versichert uns der Mann stolz. Wir sind für einen Moment sprachlos.

Was ich gerne gesagt hätte: »Sind Sie eigentlich verrückt? Wie können Sie uns so erschrecken! Fast hätten wir Sie überfahren! Wir dachten, es ist etwas passiert. Und das alles nur wegen grünem Kuchen?!?«

Aber das sage ich dann doch nicht, weil die beiden genauso süß sind wie ihr grüner Zuckerkuchen. Meine Mitfahrer und ich atmen tief durch, sagen freundlich »nein danke« und fahren weiter. Wir fühlen uns ein wenig schäbig, weil die beiden so enttäuscht waren. Es bleibt nicht das einzige Schuldgefühl. Die nächste Überraschung wartet schon nach wenigen Kilometern auf uns. Dieses Mal möchte jemand ein kleines Möbelstück verkaufen, ein Schränkchen. Ob wir das nicht brauchen können? Entschieden »nein«. Und wieder enttäuschte Blicke. Inzwischen ist uns klar: Die Autobahn ist ein Open-Air-Markt. Man muss wirklich gut aufpassen, weil immer wieder Menschen auf die Fahrbahn springen, um etwas anzubieten. Jetzt wird mir auch klar, warum man uns geraten hat, auf keinen Fall nachts auf der Autobahn zu fahren ... Eine Straßenbeleuchtung gibt's hier nämlich nicht. Und wenn auch nachts plötzlich Menschen vors Auto springen, dann wird's richtig sportlich ...

Inzwischen sind wir geübt, erspähen schon von ferne die Familie mit dem Backblech oder den Mann mit dem Brotkorb am Gebüsch neben der Autobahn und halten gar nicht mehr an. Stattdessen rollen wir freundlich winkend wie die Queen langsam an den erwartungsvollen Gesichtern vor-

bei. Aber dann rennt plötzlich doch völlig unerwartet eine junge Frau auf die Fahrspur. Es sieht so aus, als wäre sie in Not und das Ganze wirklich dringend. Wir halten an.

»Vielen Dank!«, ruft die zierliche Frau, die eine Hand schon am Türgriff des Wagens. Mit der anderen Hand winkt sie ihre beiden halbwüchsigen Söhne heran. »Wir wollen nur ein Stückchen mitfahren« – mit diesen Worten öffnet die Frau bereits die Tür. Ihre Jungs haben noch ein bisschen Gepäck dabei und grinsen uns hoffnungsvoll an.

»Oh, das tut mir leid, das geht nicht«, sagt unser Fahrer, »wir sind voll besetzt.« Die Frau streckt ihren Kopf ins Auto. Wir sitzen zu viert in einem geräumigen Van mit Einzelsitzen, zwei vorne, zwei hinten, der Kofferraum voller Kameraequipment. Ihr fragender Blick sagt schon alles, aber sie spricht es auch aus: »Wieso voll?« Sie schaut uns, während sie spricht, mit ihren kugelrunden schwarzen Augen an und hebt dabei zur Untermalung die Hände.

»Alle Sitzplätze sind belegt«, sagt unser Fahrer.

»Ja, aber dazwischen ist doch noch genug Platz!«, ruft die Frau und zeigt in unseren mit Teppich ausgelegten Fußraum. Sie hat recht.

Wenn wir unsere Beine ein bisschen einzögen, könnte hier locker noch eine kubanische Kleinfamilie samt Gepäck auf dem Boden sitzen.

»Es geht leider nicht, wir sind zum Arbeiten hier. Wir dürfen das nicht, wegen der Versicherung ...«

Die Frau blickt uns völlig verständnislos an, ihre beiden Jungs lassen die Schultern hängen.

Nach einer weiteren kurzen Diskussion ziehen sich die drei kopfschüttelnd und gestikulierend zurück. Alle im Wagen schweigen und ich schäme mich.

Wie wir reagiert haben, war korrekt und doch für hiesige

Gepflogenheiten völlig Banane. Nicht auszudenken, was wäre, wenn unterwegs etwas passieren würde. Wenn wir einen Unfall hätten, würden die drei durch den Wagen fliegen und sich verletzen, weil sie nicht angeschnallt sind.

Ich glaube, auch wenn wir eine Stunde lang versucht hätten, unsere Entscheidung zu erklären, es hätte nicht funktioniert. Zu unterschiedlich sind die Mentalitäten in Deutschland und in Kuba. Und zu verschieden die Verhältnisse. Wer auf Kuba kein Auto hat und auch kein Geld für den Bus, fährt per Anhalter. Jeder hilft jedem. Wir stehen als Schnösel da.

Während wir mit gemäßigttem Tempo weiterfahren, hoffe ich auf den nächsten Straßenverkäufer, der einfach irgendwas verkauft, was ich problemlos in meine Tasche stecken kann. Ich will diese liebenswerten Menschen nicht enttäuschen! Aber es gibt unterwegs nichts, was ich mit nach Hause bringen könnte. Die Autobahn ist heute ein einziger kilometerlanger Fressstand. Hühnerbeine bekommen wir angeboten, gegrillten Fisch und süße Teilchen, diesmal mit weißem Zuckerguss ...

Nach Stunden erreichen wir das grüne Tal von Viñales. Und sind richtig erleichtert. Aber der Rückweg steht uns ja noch bevor. Hasta la vista Autobahn, wir kommen wieder!

MIT DEM WASSERTAXI ÜBER DEN DUBAI-CREEK

Wenn ich reise, freue ich mich auf ein fremdes Land, andere Sitten, anderes Essen, andere Lebensart. Dubai ist in dieser Hinsicht eine Verheißung. Die Glitzerstadt am Persischen Golf. Der Superlativ ist die erklärte Lebensart, alles steht offensichtlich unter dem Motto: Schneller, höher, weiter. Mitten in die Wüste haben sie diese Oase gebaut, die für Luxus, Reichtum und Lifestyle steht. Alltag ist in Dubai nicht vorgesehen, alles kommt glamourös daher. Goldautomaten schon am Flughafen, »Gold to go«, falls man mal eben einen Goldbarren braucht – Service ist alles, und selbstverständlich auch zum aktuellen Goldpreis!

Der Emir hat Geld. Das soll jeder sehen und jeder wissen. Burj Khalifa, das höchste Gebäude der Welt, zieht jeden in seinen Bann. Wie eine Nadel sticht es in den Himmel, oft ist die Spitze nicht zu sehen, verschwindet in den Wolken. Ein weiterer Superlativ ist die Dubai Mall, die größte Einkaufsmeile der Welt, mit einem gigantischen Aquarium als zusätzliche Attraktion. Zwischen Chanel-, Prada- und Gucci-Shops ziehen hier tatsächlich Haie ihre Kreise.

Ein breiter Meeresarm des Persischen Golfs teilt Dubai in die beiden Stadtteile Bur Dubai und Deira. Am Dubai Creek, dem Hafen, für mich einer der schönsten Orte der Stadt, pulsiert das Leben. Der Hafen ist wie ein riesiges Wimmelbild, man weiß gar nicht, wo man zuerst hinschauen soll. Unzählige hübsche Abras, altmodische, flache Wassertaxis mit Baldachinen, werden von furchtlosen »Elektrogondolieri« in waghalsigen Manövern umeinander herumgesteuert. Früher haben diese Boote hauptsächlich

Waren transportiert, heute schippern sie Touristen, Einheimische und Arbeiter den ganzen Tag hin und her.

An den Hafentmolen liegen alte, pittoreske Handelsschiffe, die Dauen, meist blau-weiß angestrichen, viele mehrstöckig, mit gedrechselten und verzierten Holzbalkonen. Manche Dauen werden als schwimmende Restaurants oder für kleine Flusskreuzfahrten genutzt, andere stechen heute noch in See und transportieren Waren bis nach Indien oder Sansibar. Diese Schiffe zu betrachten ist wie eine Zeitreise: Man fühlt sich hineinversetzt in einen historischen Roman, dessen Handlung sich um Handel und Seefahrt dreht, in Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. Hier am Dubai Creek ist Dubai begeistert authentisch und ursprünglich. Horden von Möwen sind unterwegs, um ein paar Krümel abzustauben. Mit ihrem Geschrei verbreiten sie Küstenatmosphäre – kurz in den Arm kneifen – wir sind mitten in der Wüste! Aber auch am Dubai-Creek ist der Landesherr omnipräsent: Auf zwei gigantischen Hochhäusern prangen riesige, völlig überdimensionierte, ikonische Porträts des Emirs Mohammed bin Rashid Al Maktoum und seines Sohnes Prinz Hamdan. Majestätisch blicken sie über den Trubel hinweg ins Weite – das macht schon was her. Die Familienverhältnisse sind unübersichtlich, bis zu 30 Kinder soll der Emir haben, mit mehreren Frauen natürlich, das ist hier Ehrensache. Vor allem der Thronfolger, Sohn Hamdan, lässt sich feiern wie ein Popstar. Er gilt als Schöngest der Familie. Seinen über elf Millionen Followern auf Instagram zeigt er sich volksnah, ebenso wie auf seiner aufwendig gestalteten Internetseite. Hamdan schreibt Gedichte und ist *der* Frauenschwarm im Emirat. In jedem noch so kleinen Souk werden glitzernde Handyhüllen mit seinem Konterfei verkauft, geschmückt mit Tausenden bunten Zirkonia-

steinchen. Fast hätte ich mir eine solche Hülle gekauft. Schon nach zwei Tagen in Dubai droht man die Distanz zu verlieren und macht begeistert Handyfotos, wenn irgendwo die Ferrari-Flotte der Prinzen auftaucht. In Knallgelb, Knallgrün und Knallorange stehen die Wagen vor den teuersten Hotels. Meine Begleiterin kann mir genau sagen, welcher Prinz welches Nummernschild hat. Die Brüder zeigen sich gern ihrem Volk, bei dem sie durchaus beliebt sind. Irgendwo müssen die Herren ja hin mit ihrer Zeit.

Gegenüber seinen etwas mehr als 200 000 Einwohnern erweist sich der Emir als großzügig: es gibt keine Einkommenssteuer in Dubai, viele Emiratis sind reich und müssen nicht arbeiten. Die Arbeit machen andere: 2 Millionen sogenannte »Expats« (»ex patria« bedeutet »außerhalb der Heimat«) leben in Dubai, oft in prekären Verhältnissen. Der Großteil von ihnen stammt aus Indien, Pakistan oder den Philippinen.

Während der Corona-Pandemie protzte das Emirat aber auch mit Fürsorge – im Frühjahr 2021, als bei uns in Deutschland noch viel zu wenig Impfstoff zur Verfügung stand, organisierte der Emir kurzerhand eine groß angelegte Impfkampagne für Einheimische *und* Expats. Die Krönung: Ein britischer Luxusreiseanbieter wirbt mit Impftrips nach Dubai. An- und Abreise im Privatjet, 21 Tage Urlaub im 5-Sterne-Ressort inklusive zwei Impfdosen für schlappe 45 000 Euro ...

*

Dubai ist in verschiedenster Hinsicht ein unvergessliches Erlebnis. Noch nie war ich in einer südlichen Stadt, in der es keine Straßenkatzen gibt! Herumstreunende Hunde

und Katzen gehören in Spanien, Italien, Griechenland, Frankreich, aber auch in Argentinien, Mexiko, Kuba oder Namibia zum Straßenbild. In Dubai, einer Dreimillionenstadt: nichts. Hunde sind hier nicht gefragt, erfahre ich bei den Dreharbeiten en passant, im Islam gelten sie als unrein, Moslems halten keine Hunde. Okay. Andere Tiere? Oh ja. Abgerichtete Falken und teure Rennkamele. Beide gehören zu den Statussymbolen der Scheichs und werden auch gerne in den Palästen und Luxussuiten der Reichen auf Fotos präsentiert. Apropos Kamele. Die Emiratis trinken gerne Kamelmilch und der Kölner Martin van Almsick, der nach Dubai ausgewandert ist, hat daraus eine erfolgreiche Geschäftsidee kreiert: Er stellt Kamelmilchschokolade her, und zwar auch als goldglänzende Hohlfiguren. Statt des Schokonikolaus gibt's in Dubai eben das Schokokamel. Kamelschokolade schmeckt leicht und ein bisschen salzig.

Den Besuch in der Wüste auf Martins Kamelmilchfarm werde ich nie vergessen: in großen Freilaufställen leben 8000 freundliche Kamele, für die Kamera darf ich sie mit (gigantischen) Möhren füttern und bin schockverliebt. Es sind wirklich liebenswerte Tiere mit wunderschönen Augen, langen, geschwungenen Wimpern und wunderbar weichen, großen wulstigen Lippen, die auf meiner Handfläche rumschubbern und kitzeln. Die Kamele sehen unglaublich unterschiedlich aus! Jedes auf seine Art originell. Während ich mit den Kamelen instinktiv auf Schwäbisch kommuniziere (mit Tieren immer), erzählt mir Martin von den Herausforderungen der Kamelmilchgewinnung. Im Gegensatz zu Kühen haben Kamele so unterschiedliche Euter, dass man verschiedenste Melkmaschinen einsetzen muss und viel Handarbeit nötig ist.

Den Kamelen geht es auf dieser Farm augenscheinlich blendend, sie werden geradezu hofiert. Eine Kameldame werde ich nie vergessen: Sie hat eine lange, verstrubbelte und abstehende Hippiemähne und wird von den Arbeitern deswegen »Tina Turner« genannt.

*

Auf dem Rückweg zum Hotel laufe ich eines Abends nach Drehschluss durch die Straßen. Erst nach einer ganzen Weile wird mir klar, was mich so irritiert: Es ist alles leer gefegt, blitzsauber, geradezu klinisch rein. Noch nie habe ich eine so saubere Stadt gesehen. Und wie gesagt, nicht die Spur von einem Haustier. Nicht mal eine Ameise kann ich entdecken. Geschweige denn Kakerlaken, die dir in Argentinien von jedem Balkon runterwinken. Die muss es doch hier auch geben?! Ich fange an, hinter Häuserecken und Mülltonnen zu gucken, um doch irgendwo ein bisschen Dreck zu finden – Fehlanzeige.

Von Weitem sehe ich einen Laden, der aussieht wie ein gerade gelandetes Raumschiff, innen erhellt von kaltblauem Neonlicht – ein Tiergeschäft! Aber es ist schon spät, auch dieser Laden hat geschlossen. Ich drücke mir die Nase an der Schaufensterscheibe platt. Was wird hier verkauft? Im Vordergrund stehen ein paar Terrarien. Darin könnten Mäuse oder Hamster gehalten werden. Aber weit und breit kein Tier. Vielleicht schlafen alle schon? Aber Hamster und Mäuse sind doch eigentlich nachtaktiv ... Aquarien. Ganz hinten an der Rückwand des Geschäfts fällt mein Blick auf eine wabenartige Regalwand, vorne verglast, von hinten in einem eiskalten Blau-Lila beleuchtet. Links unten bewegt sich etwas. Ich traue meinen Augen nicht. Ein Hundebaby!

Ein süßer kleiner Welpe, wenige Wochen alt, liegt mutterseelenallein in einem weißen, sterilen Plastikfach. Neben ihm ein zusammengeknülltes Stück Papier, das er hin und her schiebt ... Total trostlos!

Und ich hoffe sehr, dass dieser kleine Hund irgendwo ein gutes Zuhause gefunden hat, auch wenn in Dubai die Uhren etwas anders gehen als bei uns.

SCHEITERN ALS WEG

Geballte Tierliebe erlebe ich dagegen in der Steiermark. Mein Weg der Demut führt durch das Mariazeller Land und ich werde begleitet von Esel Vili. Und natürlich von Kameras: Eine Woche Eseltrekking steht für eine weitere Folge von *Wunderschön* auf dem Programm! Zusammen mit einer kleinen Gruppe will ich täglich zwischen 8 und 16 Kilometer in den Bergen zurücklegen; übernachtet wird in einfachen Gasthäusern und auf Bauernhöfen. Das Gepäck tragen die Esel in wasserdichten Packtaschen. Ich freue mich auf die Tour wie ein kleines Kind, denn ich liebe Esel!

Esel von Weitem süß zu finden ist leicht. Die schönen samtigen Augen mit den langen geschwungenen Wimpern, die flauschigsten, wuscheligsten Ohren, die man sich vorstellen kann! Voller romantischer Vorstellungen stehe ich vor »meinem« Esel und bin mir sicher: Das wird eine Freundschaft fürs Leben! Doch Vili, so heißt der Esel, stiert in die Ferne und scheint sich nicht weiter für mich zu interessieren. Aber das kann ja noch kommen.

Ich flüstere mit Vili auf Schwäbisch. Wieder keine Reaktion. Aber ich lasse nicht locker, Streicheln hilft doch meistens ... null Reaktion. Er ignoriert mich komplett. Das kenne ich zwar von unserem Kater Puma, aber der war wenigstens kleiner. Als ich den Esel schließlich aus dem Stall führe, habe ich eher den Eindruck, dass Vili mich führt – und nicht umgekehrt. Das mit der Seelenverwandtschaft hat auch schon mal besser funktioniert. Immerhin: Das Striegeln mag Vili und hält schön still.

Morgen soll auf dem Hof in Halltal unsere siebentägige Wanderung durch das Mariazeller Land starten: fünf Esel, fünf Menschen und die Steiermark. Die erste Etappe führt uns nach Mooshuben. Für unsere Anführerin Juditha van den Berg sind die Esel Familienmitglieder. Sie kennt die Tiere seit Jahren, trainiert regelmäßig mit ihnen und erzählt uns viel von der Psyche jedes einzelnen Esels, den Beziehungen der Esel untereinander und in der ganzen Tierfamilie. Sie ist eine Eselflüsterin vor dem Herrn und führt die Leitstute Bali, der die anderen vier Esel, zwei davon Balis Söhne, willfährig folgen sollen. So weit die Idee.

Aber Vili, mein Esel, will nicht so, wie ich will. Während wir bergauf und bergab durch die Wiesen und Wälder der Steiermark stapfen, hat das Tier seine eigene Agenda. Juditha hat uns geraten, auf gar keinen Fall am Seil (»Niemals!«) zu zerren, sondern den Tieren klare Anweisungen zu geben. Das hat Vili auch gehört. Und ich mache es ganz haargenau so, wie Juditha das gesagt hat. Aber wenn Vili zwischendurch Lust hat, ein Weilchen am Wegesrand zu grasen, dann macht er das einfach und zerrt mich an der Leine hinterher. Dabei soll nicht gezerrt werden, Vili!!

200 Kilo Körpermasse, die in Schwung sind, aufzuhalten, ist für einen Menschen schlicht ein Ding der Unmöglich-

keit. Und alles gute Zureden meinerseits ist für die Katz. Vili spürt meine Esel-Unerfahrenheit und nutzt sie schamlos aus. Wie ein Depp stehe ich da mit dem Seil in der Hand und warte, bis der gnädige Herr sich endlich dazu entschließt, weiterzugehen ...

Immer wieder heißt es stehen bleiben. Losgehen. Warten. Und noch mal warten. Es ist zum Verrücktwerden! Wie gerne würde ich ein Tempo gehen, das mir entspricht. So macht man das doch beim Wandern – und ich hatte mich auf »Wandern mit Eseln« gefreut. Tatsächlich aber ist das hier »Esel mit – vielleicht – Wandern«. Manchmal fordere ich Vili leicht sarkastisch mit den Worten »Komm, Chef« auf, mitzuziehen. Das ist doch schon ein Zugeständnis von meiner Seite – aber ich kann ihn nicht erweichen. Jegliche Form von Schmeichelei scheint an dem Tier abzuperlen. Meine Geduld wird jedenfalls den gesamten Tag über ganz schön strapaziert und so langsam verfestigt sich ein unangenehmer Gedanke in meinem Hirn: Dieser Esel spürt instinktiv, dass eigentlich er es ist, der mich am Strick hat ... Also doch keine Sturheit, sondern simple Führungsqualitäten – die mir, zumindest bei Eseln, ganz offensichtlich noch fehlen.

Mehrmals bin ich am ersten Tag kurz vor dem Heulen, so sehr strengt mich das Ganze an. Scheitern an sich ist ja noch okay. »Jede Krise ist eine Chance«, »Aus jeder Krise gehen wir gestärkt hervor«, »Wer sich nicht streckt, wächst nicht« – ich kenne diese Sprüche alle und glaube sie auch weitestgehend, aber wer möchte in der Krise schon von zwei Kameras begleitet werden? Augen auf bei der Berufswahl ...

Außerdem, warum funktioniert es bei den anderen und bei mir nicht? Zum Glück macht auch Jannas Esel Dodo gerne mal, was er will ... Das ist für mich zumindest ein kleiner Trost.

Am nächsten Morgen geht es schon etwas besser. Die Tiere und wir haben uns aneinander gewöhnt. Aber es bleibt eine Herausforderung, insbesondere als es am dritten Tag zu regnen beginnt und wir eine 16 Kilometer lange Wanderung vor uns haben. Wir kommen nur langsam voran und der Regen drückt auf die Stimmung. Vili merkt sofort, wenn ich unkonzentriert bin, und nutzt wieder jede Gelegenheit, um stehen zu bleiben und zu grasen.

Es kostet mich viel Kraft, ihn dann wieder loszueisen, damit es weitergeht. In anderen Momenten rast er vorneweg und ich habe Mühe, ihm klarzumachen, dass doch ich die bin, die sagt, wo es langgeht. Juditha erklärt mir, dass es für den Esel psychisch auch nicht einfach ist, wenn ich nicht eindeutig die Führung übernehme.

Ich sag's mal so: Als ausgebildeter Systemischer Coach bin ich grundsätzlich bereit, für solche Problemstellungen Verständnis aufzubringen. Ich stelle aber fest, dass ich doch leicht beleidigt bin, dass meine Psyche offenbar deutlich hinter der eines Esels rangiert ...

»Scheitern als Weg« heißt ein Programm des wunderbaren Kabarettisten Piet Klocke, das mir jetzt wieder einfällt. Das ist die perfekte Überschrift für diese Tour ...

Heilfroh bin ich, als wir nach einem besonders schmalen und steilen Wegstück den Ort Gusswerk erreichen. Und richtig sauer bin ich heute Abend: auf mich selbst, auf Vili und den Regen. Ich bin an meine Grenzen gekommen.

Am siebten und letzten Tag der Tour wandern wir mit den Eseln auf den Berg Tonion. Wir starten auf einer Höhe von circa 1000 Metern, bis zum Gipfel sind 600 Höhenmeter zu überwinden. Juditha hat uns erklärt, dass sich die Esel den Weg auf den steilsten Passagen selbst suchen müssen. Es geht extrem langsam voran. Ich befürchte das

Schlimmste, aber Vili hat erfreulicherweise heute irgendwie etwas mehr Lust (oder Mitleid mit mir) und lässt sich nicht ganz so hängen wie an anderen Tagen unserer gemeinsamen Reise. Wir ziehen über schmale Steige durch Wiesen und Wälder, schlängeln uns um große Felsbrocken herum. Auf dieser felsigen Strecke ist Vili mit seinen 4 Beinen ganz klar im Vorteil: Wie eine Gemse klettert er mit seinen kleinen Hufen immer höher den Berg hinauf. Und dann steht es tatsächlich da wie eine Verheißung: das Gipfelkreuz! Wir haben es geschafft, wir sind oben! Das war richtig anstrengend. Und das hier ist definitiv das schönste Kreuz, das ich je gesehen habe! Die Esel werden von ihrem Gepäck befreit, wir alle mit bestem Wetter und strahlendem Sonnenschein belohnt.

»Schau Vili«, sage ich zu meinem Begleiter, wie schön das hier oben ist – aber der Esel hat schon wieder nur eins im Sinn: Fressen.

